

## Kapitel 4

### Der Verbrennungssofen

So trägt ein jeder Sklav in eigener Hand Gewalt,  
zu brechen die Gefangenschaft.

„Julius Caesar“, William Shakespeare

Im Herbst 1941 kam ein neuer Sicherheitsoffizier nach Barth, der Fluchtaktivitäten untersuchen sollte. Hauptmann Ippisch, ein Österreicher und sehr unsympathisch, ließ uns jeden Tag zum NCO-Lager marschieren, wo wir für den ganzen Tag im Essensraum eingesperrt wurden. Dadurch trennte er uns von den Unteroffizieren, die in ihre Baracken eingeschlossen wurden. Dies ging etwa drei Wochen so, in denen Anti-Flucht-Maßnahmen umgesetzt wurden.

In dieser schwierigen Zeit sprach mich Death Shore an und fragte, ob ich mich ihm bei einem Projekt anschließen wolle. Er plante einen Tunnel von einer kleinen, aus Ziegeln gebauten Müllhütte, die in der Nähe des Zauns im Offizierslager stand. Man nannte sie Verbrennungsanlage, obwohl meines Wissens nach nie Müll dort verbrannt worden war.

Einige Häftlinge hätten dort einen Schacht ausgehoben, dann wurde das ganze jedoch fallen gelassen, da er sich als nicht brauchbar erwies – im RAF-Jargon „zu riskant“ war. Shore hatte die Erlaubnis des Fluchtkomitees erhalten weiterzumachen.

Meine Langeweile war wie weggeblasen. Dies war eine wunderbare Gelegenheit für einen „Blitztunnel“ zum Fußballfeld, das nur von einer einzigen Reihe Stacheldrahtzaun umgeben war. Zwar befanden sich auf den Wachtürmen Maschinenpistolen und Suchscheinwerfer, dennoch sollte es in einer dunklen Nacht leicht sein, das Feld zu überqueren. Das Schwierigste würde sein, die Hütte während des Tages zu betreten und wieder zu verlassen, vor der Nase der Wächter sozusagen. Daran mussten wir arbeiten, wenn wir nach Ende der Durchsuchungen wieder ins Lager zurückkonnten.

Im niedrigen Dach der Hütte, das leicht zum Zaun hin abfiel, befand sich ein kleines quadratisches Loch, durch das der Müll geworfen wurde. Während der Fußballspiele auf der anderen Seite des Zauns standen darauf immer Zuschauer. Alastair Panton, ein führendes Mitglied des Fluchtkomitees, wurde von Jimmy Buckley dazu verdonnert, morgens und am späten Nachmittag Fußballspiele zu organisieren, solange, bis der Tunnel fertig war. Shore und ich würden uns unter die

Zuschauer mischen, bevor wir in die Hütte stiegen, und uns wieder zu ihnen gesellen, wenn wir am Abend herauskamen.

Am ersten Tag standen Shore und ich auf dem Dach und warteten darauf, hineingehen zu können.

Der Wachturm warf seinen Schatten auf uns und die Wärter am Tor waren unangenehm nah. Wir fühlten uns verwundbar, wie wir da so in der Mitte einer dicht gepackten Zuschauergruppe standen. Alle trugen Armeemäntel oder andere voluminöse Kleidungsstücke und sahen ziemlich ausgestopft aus.

„OK, Männer“, flüsterte Panton. „Die Goons sind von den Fußballern abgelenkt – los jetzt.“

Rasch ließen Shore und ich uns durch die Öffnung fallen, deren Abdeckung von den Füßen unserer Kameraden sofort wieder darüber geschoben wurde. Nur ein kleiner Spalt blieb offen, damit wir Luft bekamen. Das dämmrige Licht zeigte uns einen kleinen Raum von etwa zwei Metern im Quadrat und einem Meter Höhe. Eine Ziegelmauer teilte ihn, im anderen Teil stand der Verbrennungsofen. Auf der Seite des Lagers befand sich eine Tür, die für den Abtransport des Mülls verwendet wurde. Wir beschlossen, auf unserer Seite Platz zu schaffen und den ganzen Müll in den anderen Teil zu werfen.

Im Betonboden fanden wir die Klappe und den Schacht, der bereits bis in eine Tiefe von etwa 1,5 Metern vorangetrieben war. Wir würden etwa acht Meter in Richtung Fußballfeld graben müssen. Die Entsorgung der Erde stellte ein Problem dar. Wir beschlossen, ein Loch in die Ziegelwand zu machen, die uns von dem anderen Abteil trennte. Dorthin würden wir die Erde werfen.

Wir brauchten etwa eine Stunde, um den Mörtel zu entfernen und genügend Ziegel zu lösen, um ein kleines Loch zu erhalten.

Dann wechselten wir uns beim Graben am Grund des Schachts ab. Mit einem Messer lockerten wir den Boden an der Oberfläche. Dann wurde die Erde zurückgeschoben, wo sie der andere aus dem Schacht zuerst in eine Blechschüssel warf und anschließend durch das Mauerloch in das andere Abteil. Den ganzen Tag über arbeiteten wir mit bloßem Oberkörper, schwitzend, schweigend, fast mechanisch.

Nach sieben Stunden hatten wir etwa zwei Meter Tunnel gegraben, gerade groß genug, um hineinzukriechen. Als die Zuschauer für das Nachmittagsfußballspiel kamen, waren wir bereit, herauszuklettern. Mit Mänteln, die unsere verdreckten Leiber verbargen, warteten wir, bis kurz vor Ende des Spiels die Abdeckung zur Seite geschoben wurde. Als kurz darauf Jubel und Gejohle anhub, kam ein gedämpftes

„OK, Männer – kommt raus.“ Wir krochen ins Licht und an die frische Luft.

Es war jeden Tag das gleiche Spiel, bis der Tunnel fertig war. Bei den seltenen Gelegenheiten, zu denen kein Fußballspiel organisiert werden konnte, brachte Panton einige Helfer, um den Müll zu entsorgen. Wir schlüpfen durch die Tür und mischten uns unter die Helfer, die dieselben Mäntel trugen. Zusammen gingen wir zum Mittelblock. Keiner der Deutschen bemerkte etwas.

Wir arbeiteten fieberhaft. Es musste ein Blitztunnel werden, Fußballspiele konnten in dieser Häufigkeit nicht ewig organisiert werden. Je länger der Tunnel wurde, desto langsamer wurden wir. Schließlich verwendeten wir einen kleinen Schlitten mit einem Seil an jeder Seite, um die Erde von Ende des Tunnels abzutransportieren. Trotz allem lagen wir vor dem Zeitplan. Nach vier Tagen, so rechneten wir uns aus, hatten wir weit genug gegraben. Während eines abendlichen Fußballspiels stach Shore einen Stock durch die Decke des Tunnels. Panton erkannte ihn etwa 1,5 Meter hinter dem Zaun. Nun mussten wir nur noch nach oben graben, auf etwa 15 Zentimeter unter die Oberfläche. Dann stünde dem Ausbruch nichts mehr entgegen. Beim nächsten Angriff unserer Jagdflieger in dieser Gegend wären wir bereit.

Als Shore und ich am nächsten Morgen über den Lagerhof wanderten, gingen wir nochmals unsere Fluchtpläne durch. Wir wollten nach Sassnitz auf Rügen und versuchen, eine Fähre nach Schweden zu erreichen.

„Muckle Muir, Tim Newman, John Wilson und Bush Parker werden den Tunnel nach uns benutzen“, sagte Shore. „Ich habe klar gemacht, dass wir vier Stunden Vorsprung haben wollen.“

„Dann müssen die Luftangriffe so lange dauern“, antwortete ich. „Well, es ist unser Tunnel, und es wird schon schwer genug werden, hineinzukriechen. Es ist fast wie durch einen Schlauch zu kriechen. Auf alle Fälle haben wir unsere Falltüren vorbereitet.“ Leider waren wir in unterschiedlichen Blocks untergebracht.

„Richtig“, meinte Shore. „Die verdreifachen die Wächter während der Luftangriffe. Wir müssen also flink sein, wenn wir raus wollen ...“

„Himmel Herrgott“, rief ich. „Sieh’ dir das an!“

Ein Pferdewagen stoppte neben dem Ofen. Der deutsche Fahrer hatte zwei unserer Helfer bei sich, um den Müll zu entsorgen.

„Zum Teufel“, flüsterte Death. „Nein – das darf doch nicht wahr sein, nicht nach der ganzen Arbeit.“

Gebannt sahen wir zu, wie schaufelweise Erde mit ein wenig Müll

auf den Wagen geworfen wurde. Das ging etwa eine halbe Stunde so. Der Deutsche rauchte eine Pfeife und sah regungslos zu. Als die Hütte leer und der Wagen voll war, kletterte er auf seinen Sitz, zwang seinen klapprigen Gaul dazu, sich in Bewegung zu setzen, und machte sich mit unserer Erde davon. Es war wohl das einzige Mal im gesamten Krieg, dass Deutsche Erde für uns aus dem Lager brachten. Wir dankten Gott für das sprichwörtliche deutsche Gemüt. Der Mann war nur dazu angehalten gewesen, nach flüchtenden Krieges Ausschau zu halten.

Zwei Nächte später, am 19. Oktober, gingen alle Lichter am Zaun aus – doch keine Sirenen heulten. Das war noch nie passiert. War das nun ein Luftangriff oder ein Stromausfall? Ich zögerte, vielleicht nur so lange, wie ich brauchte, um meine Sachen zusammenzupacken. Heute denke ich, dass mich dieses Zögern die Freiheit gekostet hat. Ich entschloss mich zu gehen. Rasch packte ich meinen Beutel mit Trockenrationen. Meine Zimmerkameraden öffneten für mich die Klappe. Ich kletterte gerade nach unten, als ich von dort ein Flüstern hörte: „Alles OK, Jimmy?“

„OK, John“, antwortete ich. „Ich komme schon.“

Rasch ließ ich mich in die dunkle Leere fallen, fand einen der Inspektionsgräben und tastete mir meinen Weg zum Hüttenrand. Ich konnte gerade noch sehen, wie die dunkle Gestalt Shores in der Hütte verschwand. Es war eine dunkle Nacht, Neumond, dennoch gab es genug Licht, um die Umgebung schwach zu erkennen.

Während ich auf die Hütte starrte, kamen plötzlich zwei Wächter um die Ecke des Mittelblocks. Rasch kroch ich zurück in den Schatten. Die Wächter verschwanden im Block, ich setzte mich wieder in Bewegung. Weitere Wächter rannten den Weg entlang vom Tor zum Mittelblock und schnitten mir den Weg ab. Mit einem Mal schien das Lager voll von Deutschen zu sein. Als es wieder etwas ruhiger wurde, sah ich meine einzige Chance. Ich kroch unter dem Block hervor und machte mich auf den Weg zur Hütte. Sie war für mich zur fixen Idee geworden, ein verschwommener Halt auf dem Weg in die Freiheit.

Als ich den Weg erreichte, tauchte vor mir eine dunkle Gestalt auf. Eine Taschenlampe flammte auf. Sofort erkannte ich Buchwig, den Sicherheitsoffizier. Schlagartig wurde mir klar, dass ich in dieser Nacht das Lager nicht mehr verlassen würde. Gerade, als ich wieder unter den Block kroch, tönte der Alarm.

Vergeblich suchte ich die Klappe, die in meinen Raum führte. Wenn ich zurückkäme, dachte ich, könnte ich die Flucht vielleicht

später nochmals versuchen, wenn sich die Aufregung gelegt hätte. Doch die tiefschwarze Dunkelheit unter dem Block besiegte mich. Plötzlich hörte ich das Heulen und Bellen von Hunden. Taschenlampen erhellten die Dunkelheit und kehlige deutsche Stimmen kamen näher, als die Hunde dem Geruch folgten. Bald hatten sie mich gefunden. Die Schäferhunde wurden zurückgehalten, als mich die Wächter ergriffen. Man brachte mich in den von Licht gefluteten Lagerhof, umgeben von wild gestikulierenden Deutschen, die wütend herumschrien. Alle schienen mit ihren Schusswaffen auf mich zu zielen. Irgendjemand schrie: „Hände hoch!“ Ich hob die Arme, es schien unter diesen Umständen das einzig Richtige zu sein.

Im grellen Licht der Suchscheinwerfer dachte ich kurz daran, dass ich eine ausgezeichnete, wenn auch unbeabsichtigte Ablenkung für John Shores Flucht war. Ich schien die ungeteilte Aufmerksamkeit des gesamten Lagerpersonals zu haben.

Hauptmann Buchwig löste in seiner lässigen österreichischen Art die Ansammlung auf, dann brachte er mich in den Zellenblock. In meiner Einzelzelle dachte ich ziemlich verbittert darüber nach, was passiert war. Shore war offensichtlich auf dem Weg nach Sassnitz. Ich hätte bei ihm sein können, wenn ich vielleicht noch etwas länger gewartet hätte ... ein wenig früher hinausgegangen wäre ... ein wenig vorsichtiger gewesen wäre ... doch erfolglose Fluchtversuche sind immer mit bitterer Reue beladen, die man am besten so rasch wie möglich hinter sich lässt. Auf meinem harten Bett fiel ich in einen unruhigen Schlaf. Ich konnte nichts anderes mehr tun.

Nach einer Tasse Ersatzkaffee und etwas Schwarzbrot zum Frühstück wurde die Zellentür geöffnet und der Kommandant, Major Burchardt, trat mit seinem Adjutanten ein. Sein Englisch war sehr gut.

„Guten Morgen, Herr James“, meinte er. „Das war wirklich großes Pech. Ich muss sagen, der Tunnel ist wirklich gelungen. Viel Glück beim nächsten Mal.“

Er war ein Offizier der alten Schule und wusste aus eigener Erfahrung, was es hieß, Soldat zu sein. Während des Ersten Weltkriegs war er selbst aus einem Internierungslager in Südafrika geflohen.

Nachdem er den Tunnel verlassen hatte, überquerte Shore das Fußballfeld und lief zum Wald neben dem Flakgebäude, wo wir uns treffen wollten. Als ich nicht auftauchte, marschierte er alleine durch die stillen Straßen von Barth – es war etwa Mitternacht – und weiter nach Stralsund. Er trug eine selbstgemachte deutsche Arbeiterkappe und

normale Knöpfe an einer veränderten Uniformjacke, besaß jedoch keine Papiere. Gegen 8.30 Uhr morgens erreichte er Stralsund und versteckte sich im Wald. Männer einer Flakeinheit, die im Wald herummarschierten und den ganzen Tag über sangen und knallten, verhinderten, dass er sich ausruhen konnte.

Am Abend versuchte er, ein Fahrrad zu klauen, doch ein Mann kam aus der nahegelegenen Hütte und schrie ihn an. Shore verbarg sich hinter einem Baum und wartete. Der Mann ging in die Hütte und kehrte mit einem zweiten Mann und einer Laterne zurück. Shore dachte sich, dass das Fahrrad wohl doch nichts für ihn sei und setzte seine Reise zu Fuß über den Rügendamm fort. Bei Bergen verbrachte er den Tag im Wald. Er befand sich jetzt etwa auf der Hälfte seines Wegs durch Rügen. In der folgenden Nacht marschierte er neben Eisenbahngleisen. Gegen Morgen hörte er die Wellen, die sich an der Küste brachen, kurz darauf erreichte er Binz, das er menscheer und trostlos vorfand. Hier sah er ein Straßenschild in Richtung Sassnitz.

An der Küste sah er einige Fischerboote und dachte sich, dass sie sehr nützlich sein könnten, falls er es nicht schaffte, an Bord eines Schiffes zu gehen. Mit der Zeit begannen seine Füße zu schmerzen. Er befand sich nun kurz vor Sassnitz, der Tag begann zu dämmern. Wieder versteckte er sich in einer Kieferschonung.

Als es Nacht wurde, marschierte er durch den Bahnhof von Sassnitz. Zwei Portale, die aussahen wie monumentale Wegweiser und sich dahinter befanden, führten ihn in Richtung Hafen. Beim Wasser angekommen, sah er die Doppelbögen des Eingangs zum Fährterminal. Doch wie sollte er dorthin kommen und ein neutrales Boot besteigen, das ihn nach Schweden bringen konnte? Es war wohl am besten, auf einen Zug zu kommen, der auf die Fähre fuhr. In seiner Nähe stand ein Lastwagen, der in einer Reihe vor dem Fähreingang stand. Er kroch unter die Plane und schlief ein. Am nächsten Nachmittag fuhr der Lastwagen an – zurück zum Bahnhof. Rasch sprang Shore ab.

Nun machte er, schmutzig und abgerissen, eine weitere Erkundung des Hafens. Ein Pullmannwagen stand auf einem Nebengleis in der Nähe der Fähre, Shore kletterte darunter. Wieder bewegte sich dieser zurück zum Bahnhof, wieder sprang er ab. Diesmal rannte er einen Abhang hinauf, der mit Brombeerbüschen bedeckt war, und versteckte sich. Bald entdeckte er einen schwedischen Dreimaster, doch er wusste, er musste auf die Nacht warten, bevor er versuchen konnte, an Bord zu gehen. Rasender Durst quälte ihn mehr als alles andere. Er fand einen Holunderbusch, der ihm wenig Erleichterung verschaffte.

Er musste etwas trinken! Deshalb kletterte er zu einigen Häusern am oberen Rand des Abhangs und ging einen schmalen Weg entlang, als er an einer alten Frau vorbei kam. Sie sagte irgendetwas über den Bahnhof zu ihm.

Er antwortete nicht, sondern ging rasch zu seinem Versteck zurück. Mit einem Mal wurde ihm sehr übel, wohl das Ergebnis der Beeren, die er für Holunder gehalten hatte.

Nach Einbruch der Dunkelheit ging Shore in den Hafen und konnte ohne Probleme das schwedische Schiff betreten. Doch an Bord bemerkte er einen Mann, offensichtlich Gestapo, der ihn beobachtete. Shore bat einen Seemann, ihn zum Kapitän zu bringen. Als dieser sagte, der Kapitän sei gerade nicht an Bord, ging Shore zum nächsten verankerten Schiff weiter, immer gefolgt von dem Gestapo-Mann.

Plötzlich erschien ein zweiter Gestapo-Mann. „Wohin gehst du?“

„Ich bin Schwede“, erwiderte Shore. „Hans Kultur.“ Rasch hatte er den Namen eines Schiffes erfunden. Dann ging er weiter, gefolgt von den Deutschen. Als er beim nächsten Schiff angekommen war, zuckte er die Schultern und murmelte: „Nicht hier.“ So lässig wie möglich schlenderte er weiter. Die Gestapo-Männer schlossen zu ihm auf, als er einige dänische Schiffe ansteuerte.

„Deine Papiere“, bellte einer von ihnen.

„Nicht verstehen“, antwortete Shore.

Der Deutsche rief zwei Dänen heran. Sie sollten Shore sagen, dass er seine Papiere zu zeigen hätte. Dann jedoch nahte die Rettung in Form eines betrunkenen dänischen Seemanns, der den Kai entlangge-  
taumelt kam.

„Olé, olé, guten Abend“. Er legte einen Arm um einen Gestapo-Mann und einen um Shore. „Un’ wie geht’s, meine Freunde?“

„Ach, Quatsch“, rief der Deutsche und schüttelte den Arm ab. Als er sich zu den beiden Dänen umdrehte, um ihre Papiere anzusehen, schlüpfte Shore in die Dunkelheit des Hafens. Er musste auf die Kapitäne der beiden dänischen Schiffe warten, nur sie konnten ihm helfen. Kurz darauf gingen zwei Männer an ihm vorbei, doch auf seine Frage „Dänisch?“ antworteten sie: „Nein, gute Deutsche.“

Noch immer von Durst geplagt, ging Shore zum Bahnhof und trank vom Wasserspender, der davor installiert war.

Auf seinem Weg zurück zum Hafen sah er einige Pullmannwagons auf einem Nebengleis. Er stieg ein und konnte sich in der Toilette endlich waschen und ein wenig trinken. Er war total verzagt. Mittlerweile war ihm egal, ob er entdeckt wurde oder nicht, er wollte

einfach nur schlafen. Also legte er sich in ein Abteil und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Irgendetwas weckte ihn in den frühen Morgenstunden. Die Apathie und Verzweiflung waren verflogen, als er rasch zu einer Stelle schritt, von wo aus er das Fährterminal sehen konnte. Aus dem dämmrigen Licht des Docks ragten die Schornsteine einer Fähre. Gerade wurde eine Reihe von Lastwagen zur Auffahrt gewunken. Er rannte fünfzig Meter und schaffte es, auf einen niedrigen Wagen zu klettern, auf dem ein Militärfahrzeug befestigt war, das nach Norwegen gebracht werden sollte. Er verbarg sich unter dem Wagen, der auf den Kai neben der Fähre rollte. Würden sie hier durchsucht werden? Doch langsam schob sich die Reihe der Wagen auf das Schiff, in die dunkle Höhle unter dem Oberbau.

Angespannt lag Shore unter dem Wagen. Er konnte die sanfte Vibration fühlen, als die Maschinen angeworfen wurden, konnte das Rütteln und Knattern hören, als die Propeller starteten und das Schiff vom Dock wegschoben. Erst als er das Heben und Senken des Seegangs der Ostsee spürte, kletterte er in die Kabine des Wagens, wo er einige Stunden später jubelnd in Trelleborg ankam.

Die schwedischen Behörden setzten sich mit dem britischen Konsul in Stockholm in Verbindung, und bald war John Shore auf dem Weg nach England, wo er am 29. Oktober 1941 ankam.



## Kapitel 15

### Zellenbau

Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen;  
ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen;  
ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich nicht protestiert;  
ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie die Juden holten, habe ich nicht protestiert; ich war ja kein Jude.  
Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestierte.

Pastor Martin Niemöller

Am nächsten Nachmittag lag ich in Handschellen auf dem Bett und spekulierte über meine Zukunft. Plötzlich wurde die Zellentür geöffnet und das finstere Gesicht von Zellenbauleiter Kurt Eccarius sah auf mich nieder. Seine Augen waren kalt und unbarmherzig, sein grausamer Mund zusammengekniffen.

„Es ist verboten, während des Tages auf dem Bett zu liegen“, schrie er. „Aufstehen! Der Kommandant!“

Sofort sprang ich auf und sah, als ich an ihm vorbeilugte, den Kommandanten im Korridor stehen. Es war das erste Mal, dass ich Kaindl sah. Er war klein und gedrungen, wirkte ziemlich gewöhnlich. Seine randlosen Brillengläser ließen ihn wie einen Zwilling Himmlers erscheinen. Er machte keine Anstalten einzutreten, sondern stand einfach an der Tür und starrte mich mit einem Gemisch aus Ärger und Abscheu an. Ich glaube, Ekel herrschte vor, doch offensichtlich kochte er vor Wut. Es wurde kein Wort gesprochen. Ein oder zwei Minuten lang funkelte er mich an und drehte sich dann abrupt um. Eccarius schloss die Tür, dann war ich wieder allein mit meinen Gedanken, die die beiden unterbrochen hatten.

Kurt Eccarius war SS-Hauptscharführer und seit langem für den Zellenbau verantwortlich war. Er war die Bestie des Bunkers. Sein schlechter Ruf war bis ins Sonderlager gedrungen. Nach dem Krieg wurde er als sadistischer Folterer entlarvt, der die schrecklichsten Grausamkeiten an Häftlingen verübte. Viele hatte er in die Todesfabrik der Station Z geschickt, wo sie gehängt, erschossen oder vergast worden waren (Appendix F). In einem Kriegsverbrecherprozess wurde er zu mehreren Jahren Haft verurteilt.

Das Licht wurde um 22 Uhr abgeschaltet. Nach zwei Wochen, in denen ich ohne Unterbrechung dem Wetter ausgesetzt gewesen war,

fiel ich in einen Erschöpfungsschlaf, wurde aber durch die Zellentür geweckt, die aufgerissen wurde. Die nackte Glühbirne schien auf mich herab, als SS-Unterscharführer Luchs mir brüllend befahl, meinen Eimer zum Entleeren zu bringen. Es war 5 Uhr morgens, die normale Zeit für den Weckruf im Bunker.

Im Waschraum traf ich Jack Churchill und, zu meiner Überraschung, Wings Day und Sydney Dowse. Wir hatten Zeit zu reden, es war eigentlich verboten, doch bei diesem und folgenden Treffen im Waschraum erfuhr ich, dass die beiden Mahlsdorf per S-Bahn erreicht hatten, obwohl sie den letzten Zug verpasst hatten und auf den Morgenzug hatten warten müssen. Als sie ihre Kontaktadresse erreichten, mussten sie feststellen, dass das Haus ausgebombt worden war. Nur der Keller war übrig geblieben, in dem sie zwei Stunden schlafen konnten. Als sie erwachten, knabberten sie etwas von ihren Fluchtationen und überdachten ihre nächsten Schritte, als plötzlich zwei bewaffnete Polizisten hereinplatzten und sie verhafteten. Eine Frau, die im Nebenhaus wohnte, hatte sie gesehen. Zu ihrem Glück fielen sie zunächst in die Hände der Polizei, und das sollte auch eine Rolle für ihr Überleben spielen. Erst bei ihrer erneuten Ankunft in Sachsenhausen traf sie die volle Wucht der Gestapo, sie wurden unter anderem an den Boden ihrer Zellen gekettet.

Zurück in meiner Zelle drückte mir Luchs einen Besen in die Hand und schrie mich an, ich solle sie ausfegen. Die Tür wurde zugeschlagen, ich konnte weiter über meine Situation nachdenken. Wings und Sydney waren am Leben.

Obwohl dies ein Hoffnungsschimmer war, war die Lebenserwartung im Zellenbau eine unberechenbare Größe und hing davon ab, wie die Würfel in jenem Todesspiel fielen, das in den Labyrinthen der Gestapomacht gespielt wurde. Am zweiten Tag holte man mich zum Verhör, noch immer in Handschellen, ängstlich zitternd. Doch es war nur ein zahmer Jurist, der der SS vom Außenministerium zugeteilt worden war, und der mir einige sanfte Fragen stellte. Das Schicksal hatte eine günstige Wendung für mich genommen. Erst später sollte ich erfahren, warum.

Weiter musste ich die leere Monotonie meiner Existenz in dem kleinen Hasenstall ertragen, wie lange, wusste ich nicht. Ein zeitloses Vakuum, das nur vom eintönigen Zyklus aus Entleerung, Ersatzkaffee, Mittagssuppe und Abendbrot unterbrochen wurde – nichts zu tun, nichts zu lesen, keinerlei Bewegung – schien sich über eine Ewigkeit zu erstrecken. Vielleicht würde ein Genickschuss alles beenden, doch

diese Gedanken waren der pure Nihilismus. Ich wusste, dass ich mich so rasch wie möglich davon lösen musste.

Ich musste meine ganze Willenskraft aufbieten, um ein angepasstes und angemessenes Lebensmuster aufzubauen. Allmählich bekam mein Tag etwas Routine. Am Morgen, nach einer gemächlichen Tasse Ersatzkaffee und nachdem ich alles Schwarzbrot oder die Wurst, die ich vom Vorabend aufgespart hatte, aufgegessen hatte, setzte ich mich auf meinen kleinen Hocker, den Rücken an der Wand, und meditierte einige Stunden. Dann war es Zeit für einen Ausgang, aber nur für jene, die dieses Privileg besaßen. Wenn ich auf mein Bett stieg, konnte ich durch das vergitterte Fenster auf den Hof sehen, der von unserem Flügel, dem anderen Flügel des T-förmigen Zellenbaus und einer Mauer eingeschlossen wurde. Etwa dreißig Häftling aller Nationalitäten, auch Deutsche, gingen dort im Gänsemarsch im Kreis, von zwei SS-Männern bewacht. Ich musste sehr vorsichtig sein, denn sollte mich ein Wächter sehen, würde er ein wütendes Geschrei erheben. Da ich keine Kugel zwischen die Augen bekommen wollte, musste ich im Schatten stehen. Der Spaziergang dauerte eine Stunde. Ich versuchte, die Nationalitäten zu erraten, ihren Hintergrund und den Grund für ihre Inhaftierung – später erfuhr ich solche Dinge durch die Gerüchteküche. Danach war es Zeit für die Mittagssuppe und es bereitete mir keine Schwierigkeiten, mit diesem unappetitlichen Gebräu zu trödeln. Sollte der Wächter nicht durch den Spion sehen, konnte ich am Nachmittag sogar ein wenig schlafen.

Dann folgte meine Trainingsstunde. Eine Stunde lang ging ich auf und ab, auf und ab. Runden konnte ich keine drehen, konnte sie mir aber vorstellen, wenn ich die Wände und die karge Einrichtung entlangging, manchmal nach links, manchmal nach rechts. Es folgte das Abendessen, Schwarzbrot mit ein wenig Wurst oder einem Stück stinkendem Käse in Alufolie. Aus der Folie fertigte ich Schachfiguren an, und an den Abenden spielte ich auf den Quadraten der Tagesdecke gegen mich selbst. Ich gewann immer, was ein täglicher Moralschub wurde. Wenn das Licht ausging, hatte ich das Gefühl, einen vollen Tag hinter mir zu haben, zumindest war ich müde genug einzuschlafen – sehr wichtig unter solchen Umständen.

Bald begann ich, Kontakte aufzubauen, und erhielt dadurch Nachrichten. Im Zellenbau wurden diese meist durch „Vertrauensleute“ weitergeleitet, die das Essen brachten. Es waren Zeugen Jehovas, eine von Hitlers gehassten Gruppierungen. Im Zellenbau gab es vier Vertreter, die 1940 in Hamburg gefangen genommen worden waren und

seither in Sachsenhausen saßen. Sie waren zuverlässig, brachten Nachrichten und erzählten Neuigkeiten.

Ich erfuhr von jenen im Hof, die zum Tode verurteilt worden waren. Besonders gut erinnere ich mich an einen jungen Norweger, der wegen Zugehörigkeit zum Widerstand in seinem Heimatland hingerichtet werden sollte. Ich sah ihn oft, wenn er auf seinem täglichen Spaziergang den Hof entlangschritt, er war groß, stolz und furchtlos – eines Tages war er nicht mehr da. Ich erfuhr, dass er Per Becker Eriksson geheißt hatte. Es gab deutsche Soldaten, unter anderem auch SS-Männer, die beim Plündern erwischt worden waren. Auch sie wurden exekutiert.

Sydney Dowse war der einzige unter uns, dessen Zelle auf der anderen Seite des Korridors lag. Eines Morgens erzählte er uns bei der Entleerung, dass eine Holzblende vor seinem Fenster angebracht worden war. Neugierig, was sich abspielte, hatte er ein kleines Loch ins Holz bohren können und gesehen, wie drei Männer auf einem Galgen, der vor der Blende aufgestellt worden war, gehängt wurden.

Tod und Folter waren allgegenwärtig. Oft zerrissen Schreie die Stille der Nacht. Nur in der Meditation fand ich Zuflucht. Frei von allen äußeren Reizen trat ich in neue Bereiche meines Bewusstseins ein. Lyrik und lange vergessene Ereignisse kamen mit unerwarteter Klarheit zurück. Ich driftete in der Zeit zurück und sah die Vergangenheit wie im Weitwinkel. Als kleines Kind befand ich mich wieder mit meinen Eltern in Indien. Unser Bungalow stürzte bei einem Erdbeben ein, und als mich ein indischer Träger auf seinem Rücken wegbrachte, sah ich meine Mutter aus dem einstürzenden Gebäude treten – die Wut meines Vaters, als ich schreiend vor einem Schlangenbeschwörer weglief, als er aus einem Korb Kobras hervorzog und herumschwenkte. Man zeigte als Brite in der Kolonie des Empires keine Angst, selbst wenn man sehr jung war.

Die Szene wechselte nach England, zu meinen Schultagen in Canterbury, und zur großen und schönen Kathedrale, die unser Leben dominierte, als ich die King's School besuchte. Nun erhob sich diese Kathedrale vor mir in all ihrem mittelalterlichen Glanz, die Laternen beleuchteten den Bell-Harry-Tower, der sich über die majestätischen Linien von Chor, Kirchenschiff und Querschiff und der Ruine des Benediktinerpriorats erhob. Zum Ruhm Gottes erbaut schien sie nun zurückzukommen und einen schützenden Schleier über mich zu legen. Ich fühlte, dass Gott nah war. Das erste Mal seit langer Zeit betete ich. Etwa drei Wochen nach meiner Ankunft im Zellenbau stand Johnny

Dodge plötzlich im Waschraum. Fröhlich wie immer piff er vor sich hin. Er erzählte uns, dass er der Eisenbahnlinie nach Rostock gefolgt war. Auf einem Güterwaggon hatte er etwa dreißig Kilometer zurücklegen können. Einige französische Arbeiter, die er traf, verbargen ihn zunächst in einer Scheune und dann auf einem Scheunenboden über einem großen Schweinestall – ein eher übelriechender Zufluchtsort, meinte er, doch die Franzosen hatten ihm jeden Tag Milch und eine warme Mahlzeit gebracht. Er wäre dort bis zur Befreiung durch die Alliierten geblieben, doch dieser Traum wurde jäh zerstört, als er eines Tages in einen Revolverlauf sah.

„Mitkommen!“, hatte ihn der deutsche Bauer angeherrscht.

Damit war die Freiheit des Dodgers beendet. Auf der Polizeistation sagte ihm der Polizist, ein Luxemburger, er habe bereits eine ganze Weile von seiner Anwesenheit gewusst hatte. Hätte ihn niemand verraten, hätte Johnny dort bleiben können. Bevor er nach Sachsenhausen zurückgebracht wurde, übergab der Major dem Polizisten eine Liste mit Namen von Leuten im Sonderlager und bat ihn zu versuchen, diese nach London zu schaffen.

Ein Monat verging, dann erlaubte man uns eine halbe Stunde Ausgang pro Tag, außer an Sonntagen, auf dem Hof, den ich von meinem Zellenfenster aus sehen konnte. Er war wie ein Garten angelegt und wurde vom Personal und einigen der Häftlinge, die wie wir „auf Eis gelegt“ waren, verwendet. Der diagonal verlaufende Hauptweg wurde „Hitlerstraße“ genannt und wurde von den gut gepflegten Blumenbeeten mit Namen „Himmler“, „Göring“ und „Goebbels“ umgeben. Als würden Banditen einen Blumenladen leiten! In dieser Ecke der Hölle waren es bizarre, verrückte Gehwege, neben denen eine Pergola und ein Überfluss an Blumen zu finden waren. Vielleicht brauchten die Verbrecher Schönheit als Ausgleich, wie die SS in Auschwitz, die den „Musikern von Auschwitz“ befahlen, nach Hinrichtungen Beethoven, Chopin oder Wagner zu spielen. Noch makabrer war die Gedenkstätte für das Katyn-Massengrab, das in jener Ecke des Gartens lag, wo sich die Stahlabdeckung des Verlieses lag, in dem Eccarius' Opfer in tiefer Dunkelheit dem Hunger überlassen wurden.

Für eine kurze Zeit fanden wir ein wenig willkommene Abwechslung zu unserer Einzelhaft, wenn wir die „Hitlerstraße“ auf- und abmarschierten, Informationen und Erfahrungen austauschten und uns über den Krieg unterhielten.

Wings erzählte die Geschichte von seiner Gefangennahme. Bei seiner Rückkehr nach Sachsenhausen war er in die Todeszelle gewor-

fen worden, in Handschellen, ein Bein an den Boden gekettet. Sein verletztes Knie hatte ihm wahnsinnige Schmerzen bereitet.

Um Mitternacht war die Zellentür geöffnet worden. Zwei Wächter hatten ihn vom dreckigen Bettzeug am Boden gerissen, ihn losgekettet und ihn aus der Zelle gestoßen, und er dachte, es ginge zu seiner Exekution. Doch man hatte ihn in eine Zelle am Ende des Korridors gebracht, wo ein SD-Mann an einem kleinen Tisch saß. Das Verhör war bis zum Morgen gegangen, währenddessen waren viele Blätter Papier beschrieben worden. Der SD-Mann hatte nach den Hintergründen der Flucht gefragt, nach den Verbindungen zu Organisationen. Wir wären doch gut behandelt worden, warum hatten wir also die Flucht riskiert? Trotz des schmerzenden Knies und der Erschöpfung waren Wings' Gedanken völlig klar gewesen. Er hatte gewusst, dass er sich nicht in Widersprüche verstricken oder den Deutschen eine rechtliche Grundlage bieten durfte, uns wegen Sabotage festzunageln.

Um Mitternacht der nächsten Nacht war er wieder abgeholt worden. Diesmal hatte man ihn in ein Bürogebäude gebracht, wo er sich fünf Vernehmern gegenüber sah: dem Vorsitzenden in Anwaltstracht, einem SD-Mann und drei hochrangigen Polizeioffizieren, – dem Direktor der Kripo, Kriminalkommissar Struck und Inspektor Peter Mohr (Appendix E). Die Anwesenheit der Polizeioffiziere hatte Wings ermutigt. Er hatte gewusst, wenn er diese Feuerprobe bestand, würden die Chancen, dass man uns der Gestapo zur Befragung übergab, geringer werden. Deshalb hatte Wings den Übersetzer immer wieder nach der genauen Bedeutung von einigen Wörtern gefragt. Das hatte ihm viel Zeit zum Überlegen gelassen. Dann war er in die Offensive gegangen:

„Ich sagte Ihnen doch“, erzählte er uns, „es ist beschämend, dass Offiziere hier wie Kriminelle behandelt werden, in Handschellen und angekettet, in kompletter Missachtung der Genfer Konvention. Der Ankläger hat mir geantwortet, dass wir kaum als Kriegsgefangene angesehen werden könnten, wenn man uns der Sabotage beschuldigte, oder dass wir mit dem British Secret Service in Kontakt getreten seien, und so weiter. Lassen Sie mich dieses Thema damit beenden, dass ich Ihnen versichere, unser ganzes Interesse galt der Flucht. Es ist unsere Pflicht, immer wieder zu flüchten.“ So war es weiter bis zum Morgen gegangen.

In den nächsten Tagen hatte Wings weitere vier Verhöre gehabt, zwei mit dem SD-Mann, den ich auch kennen gelernt hatte. Bei beiden Gelegenheiten war es eher ein Gespräch gewesen, dennoch ge-

fährlich, denn Wings wusste, dass er dazu verführt werden sollte, scheinbar Belangloses zu sagen, das gegen uns verwendet werden konnte. Beim nächsten Mitternachtsverhör war er dann der Spionage und Sabotage beschuldigt worden. Man hatte ihn unter anderem angeklagt, in der Oranienburger Versuchsstelle für Höhenflüge spioniert zu haben, ein Vorwurf, den Wings sofort widerlegen konnte. Er wies die Männer einfach auf den Fahrplan der Züge im Vergleich zur Zeit seiner Gefangennahme in Mahlsdorf hin – da war keine Zeit für Spionage oder ähnliches gewesen.

Nach einigen solcher Verhöre wusste Wings, dass es nur eine Möglichkeit für ihn gab – er musste zum Angriff übergehen.

„Meine Nerven waren knapp vor dem Zerreißen“, erzählte er uns später. „Es war 2 oder 3 Uhr nachts, und die hämmerten auf mich ein, um irgendeinen obskuren Grund für unsere Flucht zu finden. Mit einem Mal wurde ich fürchterlich wütend. Ich stand auf und humpelte im Raum auf und ab.“

Mein Knie war die Hölle. Dann habe ich denen alles an den Kopf geschmissen. Ich sei Berufssoldat, sagte ich, der in beiden Weltkriegen gedient habe. Zu Kriegsbeginn wurde ich vom Stab zur Luftwaffe versetzt, um eine Schwadron zu kommandieren. Kurz darauf sei ich abgeschossen worden und habe seither hinter einem Stacheldrahtzaun dahinvegetiert, während meine Altersgenossen in hohe Ränge befördert wurden. Ich tobte über die berufliche Ehre eines Royal-Air-Force-Offiziers – und schloss damit, dass ich ihnen ins Gesicht schrie, dass auch unter ihren Truppen Männer seien, die jede sich bietende Möglichkeit zur Flucht ergriffen. Deshalb würde man sie bei ihrer Gefangennahme auch gut behandeln. Danach war ich so erschöpft, dass ich auf einem Stuhl zusammenbrach. Mir war egal, was nun passierte. Eine Minute oder so war es total still – es war komisch, aber irgendwie wusste ich, dass wir es geschafft hatten – dann sagte der Vorsitzende: „Wir verstehen, Oberstleutnant.““

Nun wussten wir, warum wir im Garten spazieren gehen durften, warum wir für den Moment keine Exekution befürchten mussten. Auch Sydney Dowse hatte während massiver Verhöre dazu beigetragen, als er eine erfundene Geschichte auftischte. Er erzählte, er habe an das Rote Kreuz und an den Luftwaffenkommandanten von Sagan Briefe geschickt, in denen er von unserer Gefangennahme nach der Flucht aus Stalag Luft, unserer Inhaftierung im Sonderlager und der neuerlichen Flucht berichtete.

Was wir zu diesem Zeitpunkt nicht wussten, war, dass Himmler,

gleich nachdem er von unserer Flucht gehört hatte, einen weiteren Befehl gegeben hatte. Wir sollten nach unserer Gefangennahme der Gestapo zur „verschärften Vernehmung“ übergeben und anschließend liquidiert werden. Sieben Kommandomitglieder der „Operation Musketo“ hatten dieses Schicksal im Oktober 1942 erlitten. Sie hatten einen Sabotageakt auf ein Elektrizitätswerk in Norwegen verübt und waren kurz darauf festgenommen worden. Zunächst waren sie nach Colditz gebracht worden, später wurden sie in Sachsenhausen eingeliefert. Am Nachmittag noch im Zellenbau untergebracht, wurden sie vor Anbruch des nächsten Tages mit einem Genickschuss ermordet. Beim Morgenappell waren ihre Körper bereits eingeäschert worden.

Uns hatte die Tatsache gerettet, dass wir zuerst der Polizei in die Hände gefallen waren, die zu unseren Gunsten intervenierte.

Nun wurden uns auch Bücher erlaubt – immer nur eines aus der Lagerbibliothek. Obwohl es nur deutsche Bücher gab, verstand ich die Sprache inzwischen gut genug, um das Lesen zu genießen. „Ben Hur“. Ich verglich meine Lage mit der von seiner Mutter und Schwester, die acht Jahre in ihrem Verließ begraben waren. Deutsche Zeitungen, meist der „Völkische Beobachter“, wurden herumgereicht. Ich beschäftigte mich mit der Übersetzung von Artikeln über den Krieg und zeichnete Landkarten, die den Vormarsch der Alliierten aufzeigten. Unsere „Vertrauensleute“ brachten das Material zu den anderen britischen Offizieren.

Mit der Zeit lernten wir andere Insassen des Zellenbaus kennen. Jack Churchill tauschte über einen polnischen Agenten wöchentlich Briefe mit Kapitänleutnant Cumberlandge RNVR (Royal Navy Volunteer Reserve) aus.

1941 war Cumberlandge mit drei Feldwebeln beim Rückzug aus Griechenland zurückgelassen worden. Er sollte den Kanal von Korinth in die Luft sprengen. Nach der Gefangennahme waren sie einige Monate lang teuflischen Verhören unterzogen und danach in den Zellenbau gesteckt worden.

Aus Sydneys Zelle konnte man die Hitlerstraße sehen. Durch sein Fenster konnte er kurze Gespräche mit einem großen, vornehm aussehenden Mann von etwa sechzig Jahren führen, der sich mit den Blumenbeeten beschäftigten durfte. Es war Kapitän S. Payne Best, ein ehemaliger britischer Nachrichtenchef in Holland, der im November 1939 zusammen mit seinem Stellvertreter Stevens in Venlo von der Gestapo gekidnappt worden war. Stevens war nach Dachau gebracht worden, doch Best, nach vielen verbalen Duellen mit der Gestapo,



hatte die Zeit seither in Sachsenhausen in Einzelhaft verbracht, nur ein Wächter war zu jeder Zeit in seiner Zelle.

Dowse sprach auch mit Dr. Vermehren, dessen Frau und deren Sohn Erich, einem deutschen Nachrichtensoldaten, der mit seiner Frau in der Türkei zu den Briten übergelaufen war. Ein weiterer Sohn befand sich ebenfalls im Zellenbau, eine Tochter in Ravensbrück.

In der mir gegenüberliegenden Zelle war ein österreichischer General untergebracht, der 1938 verhaftet worden war. Ich sah ihn nur einmal, er war alt und gebeugt, ohne Zweifel vor seiner Zeit. Wir haben seinen Namen nie erfahren und er verschwand, ohne eine Spur zu hinterlassen. Weitere Insassen waren der ehemalige deutsche Botschafter in Spanien, Dr. Erich Heberlein, mit seiner Frau, die für unzuverlässig befunden und von der Gestapo in Madrid gekidnappt worden waren, ebenso wie der Herzog von Mecklenburg.

Georg Elser war ein Schreiner, der in einem Pfeiler des Münchner Bürgerbräukellers, wo Hitler am 8. November 1939 eine Rede halten sollte, eine Bombe platziert hatte. Sie war explodiert, nachdem Hitler frühzeitig den Raum verlassen hatte. Noch bevor die Bombe explodierte, wurde Elser beim Versuch, illegal in die Schweiz zu flüchten, verhaftet worden. Nach Feststellung seiner Täterschaft wurde er in totaler Einzelhaft in Sachsenhausen untergebracht. Best erzählte Dowse einmal, dass er Elser eines Tages im Waschraum getroffen hätte, einen drahtigen kleinen Mann mit intensiv blauen Augen. Wir würden in Dachau noch einmal mit ihm in Berührung kommen.

Die Wochen vergingen. Meine Beziehung zu Unterscharführer Luchs blieb gleichmäßig schlecht. Sein Geschrei am frühen Morgen bei der Entleerung war, gelinde gesagt, enervierend. Eines Morgens schrie ich zurück. Vielleicht war es ein kalkuliertes Risiko. Doch ich konnte nicht anders. Jedenfalls beruhigte sich Luchs danach, benahm sich fast zivilisiert. Die anderen SS-Unterscharführer, Hartmann, Beck und Meyer, waren still und teilnahmslos. Zum Glück sahen wir nur wenig von Eccarius.

Der Dodger hatte sich Holzcllogs zugelegt. Da seine Zelle nicht weit von meiner entfernt war, wusste ich immer, wann er trainierte. Das Geräusch der Cllogs konnte fast überall im Gebäude gehört werden, wenn er hin und her marschierte, eine Stunde lang, immer ein Lied auf den Lippen.

Jack Churchill sang auch, meistens Hymnen. Er hatte aber noch eine andere originelle Art gefunden, die Zeit zu verbringen. Er hatte eine Anzahl kleiner Dosen und Behälter gesammelt, in die er seine

Mittagssuppe goss. In Abständen von einer halben Stunde schlürfte er einen Behälter nach dem anderen aus, dadurch konnte er sein Mittagessen über fast den ganzen Nachmittag ausdehnen.

Weihnachten 1944 stand vor der Tür. Nur wenige Wächter hatten Dienst, daher wurde unser Spaziergang untersagt. Wir mussten uns mit dem „Weihnachtsmenü“ begnügen, Eintopf mit kleinen Stückchen Schweinefleisch, einer teigigen Masse Pudding und einem Keks mit einer Extraktion Marmelade.

Es war besser als die übliche Gemüse- oder Sauerkrautsuppe mit den großen Fettblasen, aber Depressionen hatten uns dennoch fest im Griff. Der einzige Lichtblick waren die Weihnachtskarten, aus Toilettenpapier gefertigt, die wir austauschten.

Am Weihnachtsabend plärrten die Lautsprecher Weihnachtslieder und quälende Wiederholungen von „Stille Nacht, heilige Nacht“, die an diesem gottverdammten Ort völlig fehl am Platz waren. Die Musik mischte sich mit dem Stöhnen und Wimmern jener, die sterben würden, unter ihnen ein junger SS-Rekrut – er war desertiert und verbrachte die letzten Momente mit uns, bevor er getötet wurde.

„Ich habe gehört, Buddhisten läuten eine Glocke, um Tiere im Wald zu warnen, so dass sie nicht verletzt werden. Nach dem Krieg muss ich ein Gesetz erlassen, damit die Tiere mehr geachtet werden“, sagte Himmler einmal zu seinem Leibarzt und Masseur, Felix Kersten.

Der frühere Kommandant von Sachsenhausen, Hans Loritz, war gut zu Tieren gewesen, hatte sogar eine Menagerie im Lager gehalten. Für seine Bären etwa ließ er den Häftlingen 75 Kilogramm ihrer wöchentlichen Rationen abziehen. Er wurde abgelöst, weil er „zu hart zu den Häftlingen gewesen sei, sich zu wenig um das Lager gekümmert habe.“<sup>1</sup>

„Um einen Blumengarten anlegen zu können, muss ich das Unkraut entfernen“, sagte Himmler bei einer anderen Gelegenheit zu seinem Masseur, der auch sein Vertrauter war. „Die Juden müssen vernichtet werden. Das deutsche Volk muss lernen, ohne zu zucken zu töten – zehn, hundert, tausend, ja zehntausende Leichen zu sehen – so eng in die Gaskammer gepresst, dass sie nicht umfallen, wenn das Leben entweicht – sie dann zum Krematorium zu bringen. Ja! Wir Deutsche müssen stark sein – was wir alles zu ertragen haben!“

Vielleicht findet man in dieser Aussage die Motivation für den

---

<sup>1</sup> Aufzeichnungen von Rudolf Höß, Kommandant des KZ Auschwitz.

Massenmord in Hitlers Drittem Reich. Es war ein Element der Nazi-Ideologie, die durch tausende Gestapo- und SS-Männer weitergegeben wurde, die Befehle ohne Fragen und Mitleid befolgten, Befehle zum Töten. Das war wohl einer der Gründe, warum Männer wie Eccarius ihr grausames Geschäft so lange ausüben konnten.

Eccarius hatte Befehle erhalten, die Anzahl der Häftlinge im Zellenbau zu verringern. Davon erfuhren wir natürlich nichts. Wir wussten nur, dass irgend etwas passierte, denn unsere Kontakte begannen zu verschwinden. Cumberlande und seine Feldweibel waren die ersten, die in die Station Z verlegt wurden. Zwei SOE-Agenten,<sup>2</sup> Charles Grover-Williams (Sebastien), ein ehemaliger Rennfahrer mit einer französischen Frau, und Francis Suttill, ehemaliger Rechtsanwalt mit einer französischen Mutter, die beide seit einem Jahr im Zellenbau untergebracht waren, wurden ebenfalls exekutiert.

Unzählige Widerstandskämpfer aus ganz Europa fielen diesen Hinrichtungen zum Opfer. Die Russen standen ganz oben auf der Liste. An einem frühen Morgen traf Wings fünf von ihnen, als sie sich aufstellen mussten, um zur Todesfabrik geschickt zu werden.

SS-Brigadeführer Arthur Nebe, der uns nach Sachsenhausen geschickt hatte, wurde nach dem Attentat des 20. Juli 1944 gegen Hitler verhaftet und in den Zellenbau gebracht, wo er den qualvollen Tod sterben sollte, den Hitler für die wichtigsten Feinde des Staates verfügt hatte. An einer Klaviersaite wurde er gehängt. Man hatte ihm Gürtel und Hosenträger genommen, damit die Hosen zu rutschen begannen. Hitler sah sich die Filme, die bei diesen sadistischen Tötungen gedreht wurden, mit Vergnügen an, Goebbels sah einmal zu und wurde ohnmächtig.

Im April 1945 war die Anzahl der Häftlinge im Zellenbau von hundert auf 13 verringert worden.

Die Ardennenoffensive hatte die Amerikaner, Briten und Kanadier an die westliche Grenze Deutschlands gebracht. Im Frühjahr waren sie bereit, den Rhein zu überqueren. Die Wände unseres Zellenblocks erzitterten jedes Mal, wenn wieder ein Bombenangriff auf Berlin im Gange war. In der Dunkelheit warfen die Pfadfinder ihre roten Richtgeschosse ab, um die Umrisse der Stadt zu markieren. Ihnen folgte eine große Flotte Moskitos, die das Zielgebiet mit ihren Viertausend-

---

<sup>2</sup> Special Operations Executive – nachrichtendienstliche Organisation des britischen Geheimdienstes, um kriegerische Aktionen ohne direktes militärisches Engagement auszuführen.

Kilo-Bomben ausradierten, riesige blutrote Blitze erhellten den Nachthimmel über uns. Untertags fanden die Angriffe der amerikanischen „Fliegenden Festungen“ statt.

Was die Deutschen am meisten in Schrecken versetzte, war die sowjetische Winteroffensive. Am 12. Januar brachen etwa 250 Divisionen mit unzähligen Panzern, geschützt durch eine durchgehende Linie von donnernder Artillerie und unterstützt von 7.500 Kampfflugzeugen, durch die ostpreußischen Brückenköpfe an der Nawa, Warke und Baranov, und fegten in etwas mehr als zwei Wochen über Polen hinweg. Die Deutschen waren in allem unterlegen. Im Süden war die Oder erreicht worden, Breslau wurde bedroht, es war nur mehr eine Frage der Zeit, bis die Rote Armee Berlin einnehmen würde.

Winston Churchill hatte die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gefordert, doch wenn er zusammen mit Roosevelt überredet werden konnte, einen separaten Friedensschluss im Westen auszuhandeln, konnte es den Deutschen gelingen, die Russen an der Ostgrenze aufzuhalten.

Anfang Februar erhielt Dowse Besuch von einem Zivilisten, der fragte, ob er bereit sei, mit deutscher Genehmigung nach Schweden zu flüchten und eine Mitteilung an den Ministerpräsidenten abzuliefern. Darin sollten die Bedingungen für Friedensverhandlungen angefordert werden. Sydney hatte keine Ahnung, warum man gerade ihn für diese Aufgabe ausgesucht hatte. Vielleicht, weil seine Mutter aus einer angesehenen deutschen Familie stammte, was auch in seiner Akte stand. Er lehnte ab. Selbst für ihn wirkte der Vorschlag wie eine Falle.

Der nächste, der angesprochen wurde, war Johnny Dodge. Er brauchte nicht lange, um sich zu entscheiden. Entfernt mit Winston Churchill verwandt, in der Politik erfahren, war er sich seiner selbst sicher und dessen, warum man ihn gefragt hatte – außerdem wollte er noch vor dem Kriegsende nach Hause kommen. In der zweiten Februarwoche verschwand er. Ich erinnere mich, seine Clogs vor meiner Tür und am Ende des Ganges noch gehört zu haben – er kehrte nicht wieder. Wir waren mehr als besorgt. Niemand wusste, was mit ihm passiert war. Nach vielen Erlebnissen, darunter dem fatalen Bombenangriff auf Dresden, erreichte er Ende April England, doch als es ihm endlich gelang, zu Churchill vorzudringen, war die deutsche Kapitulation bereits akzeptiert worden.

Am 15. Februar 1945 öffnete sich meine Zellentür.

„Einpacken und mitkommen!“, herrschte mich der Wächter an. War dies das Ende meines Weges?

Ich brauchte nicht lange, meine spärlichen Sachen zu packen.

Im Korridor traf ich Wings, Churchill und Dowse. Man brachte uns zu einer Zelle an dessen Ende, wo Kaindl auf uns wartete. Er sah fast wohlwollend drein.

„Sie können jetzt gehen! Zu ihren Kameraden im Sonderlager. Aber keine Fluchtpläne mehr, verstanden? Das nächste Mal werden Sie sicherlich erschossen.“

Es schien wie ein Wunder, als wir uns unter Bewachung auf den Weg zurück zum Sonderlager machten.

Unsere Freunde hatten sich hinter dem Tor in einer Reihe aufgestellt, fast wie eine Ehrengarde. Als wir eintraten, trat Peter Churchill hervor und sagte: „Willkommen zurück! Wir dachten, dass Ihr alle tot seid – wir salutieren vor Euch!“

Als wir ihre Reihe abgingen und jedem die Hand schüttelten fühlten wir uns wie Geister, die ins Land der Lebenden zurückgekehrt waren.